Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 13

Artikel: Der Sträfling
Autor: Frei, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668846

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die schwarzen Männlein hatten gewonnen.

Und schon zerrte man wieder dicke Nebelwände von den Berghängen herauf und schon fuhr man allerlei sonderbare, mächtige Maschinen herbei, die Gekettete herabzuwinden, als es plötzlich einen kaum merkbaren, leisen, zitternden Ruck tat, der goldene Lichtwellen über das Tal warf.

Sie war wieder frei; und alles, was noch gehalten hatte bisher an Ketten, Klammern, Tauen, Seilen, Stricken, Leitern, Stangen und Haken, riß durch wie Baumwollfaden, schnellte hoch, und die ganze Soldateska purzelte jählings über den Haufen und kollerte in die Abgründe oder flog mitsamt ihren Ketten und mitsamt der ganzen schönen Verankerung kopfüber lustig in die Luft. Gleich einem Aschenregen quirlte und rieselte es über den Berg und putzte ihn sauber.

Wir lachten. Es war grausam — aber wir lachten: wie diese Sonnenstürmer in ganzen Klümpchen an ihren Stricken und Ketten zwischen Himmel und Erde zappelten und wie tollgewordene Ameisen in Verzweiflung und Todesangst an ihren Leitern auf und ab wuselten. Zu helfen war aber doch nicht; und...

Ein Teil der Unglücklichen suchte sich durch kühnes Abspringen zu retten. Es sah aus wie schwarze, in rotes Feuer hüpfende Teufelchen.

Arme Schattenmännlein! Doch warum wagtet ihr euch an die Sonne!

Die anderen aber trug sie — lächelnd — höher und höher, bis in der steigenden Glut zuletzt auch die Ketten schmolzen, die ihr noch überhingen, und eine um die andere in den Abgrund flirrte, hinter dem Gebirg, und zu Stücken und Staub zersplitterte. — — —

Und frei und makellos glomm die Sonne in die Höhe, in schweigender Glorie, groß und feierlich, heilig und herrlich, und loderte den Tag ins Tal und über die Welt und mit dem Tag den Frühling und mit dem Frühling die Erfüllung.

Die Menschen schliefen noch drunten. Gleich scheuen Verbrechern aber flüchteten die letzten Nebel und Schatten sich in ihre Schluchten und Klüfte. Lerchen stiegen aus den Gründen und jauchzten zum Himmel, und wir standen und jubelten ihnen zu und sangen das Lied des Morgens, das Lied der Sonne und ihres Aufgangs, und es war ein Lied der Freude und ein Lied des Sieges. —

Leis aber fragte ich mich: ob es jedesmal so sei, wenn die Sonne aufgehe?!

Cäsar Flaischlen.

Im ersten Strahl.

Im Osten glänzt der erste Schein,
Der Morgen pocht ans Fenster;
Ich rufe froh: Herein, herein,
Was du mir bringst, soll recht mir sein.
Nun flieht, ihr Nachtgespenster.

Am Hut trägt er ein Nebelband,
Durchwirkt mit Sonnenseide.
Ein erstes Blümlein, das er fand,
Zart zittert noch der Tau am Rand,
Steckt schmückend ihm am Kleide.

Sein Lied ist froher Lerchensang,
Sorglos sein junges Wesen;
Und was er spricht, hat hellen Klang,
Mein Herz, nun sorge nicht mehr bang,
Im Freuen liegt Genesen.

Am Himmel zieht ein goldner Strahl,
Der Tag ist ihm entsprungen.
Der junge Morgen zieht ins Tal,
Und meine Sorgen, meine Qual
Hat siegend er bezwungen.

Afra Güntert.

Der Sträfling.

Von Otto Frei.

Wir schritten über den Hof der Strafanstalt, und der Direktor, ein noch junger und freundlicher Mann, sagte: „Ja, man muß vor allem selber Mensch sein und auch im Sträfling den Menschen suchen."

Ich sah ihn von der Seite her an. Wie konnte ein Mann wie dieser solche Dinge sagen, die entweder gar nichts oder dann Ungeheures bedeuteten!

Als ob er hinter meinen Gedanken her wäre, fuhr er eindringlicher fort: „In der Tat, unsereiner muß, was die Behandlung der Sträflinge betrifft, fast jeden Tag umlernen. Mir wenigstens ist es in den ersten fünf Jahren meines

Wirkens hier auf Stemmberg so ergangen. Ja, und ich kam zur Überzeugung, daß wir unsere — er lächelte — unsere Zöglinge nie anders als wie liebe Freunde oder gute Kameraden behandeln sollten."

Ich staunte abermals. Dann fragte ich: „Und welche Erfahrungen haben Sie mit dieser Ihrer neuen Methode gemacht?"

„Die allerbesten," sagte er und lächelte dazu wie einer, der mit allerlei Überraschungen aufwarten kann.

„Freilich", lenkte er ein, „es hängt alles davon ab, ob man bei dieser menschenfreundlichen Behandlungsweise zu den richtigen Mitteln greife. Liebe ist nicht immer Liebe. Ich meinerseits glaube aber, ohne Überhebung behaupten zu dürfen, daß mich mein natürliches Gefühl vor Mißgriffen so gut wie vollkommen bewahrt hat."

Ei, ei — dachte ich, da hat nun einer den Mund voll genommen! Und es tat mir ordentlich leid, daß ich an den Worten meines Begleiters zweifeln mußte, denn er hatte mit einer so schönen Freimütigkeit und mit einer solchen Wärme des Herzens gesprochen, daß man ihm am liebsten doch wieder blind hätte glauben mögen. Auch geschah es gerade, daß oben aus einem Fenster ein Gefangener in den Hof herunterblickte. Der Direktor schaute empor, und der Gefangene winkte einen Gruß herab.

Und wieder war es, als ob mein Begleiter meinen Gedanken auf der Spur wäre, denn nun sagte er plötzlich: „Ich brauchte Ihnen vielleicht nur die Geschichte von dem Gefangenen Bernet zu erzählen..."

„Bernet? Ich glaube von ihm gehört zu haben."

„O ja, vor sieben Jahren. Es war eine aufregende Sache."

„Totschlag, wenn ich mich recht erinnere..."

„Ja, gewiß. Vorsätzlicher Totschlag, hieß es damals. Ich frage mich allerdings... Aber das tut nichts zur Sache. Also dieser Bernet. Er hat fünfzehn Jahre bekommen, und am Ende seines zweiten Jahres trat ich hier meinen Posten an. Nun, wie fand ich ihn vor? Sie wissen vielleicht, mein Vorgänger, ach ja, ein guter alter Herr aus der alten Schule; sie ist nun gottseidank überwunden. Als ich Bernet zum erstenmal in seiner finstern Zelle aufsuchte, saß er auf der Pritsche, die Ellbogen auf den Knien und den Kopf in beiden Händen. Er blickte nicht einmal auf. Und als er es dann auf mein freundliches Zureden hin doch tat, sah ich in ein Gesicht, aus dem mir das vollkommene Nichts entgegenstarrte. Wie ein übertünchtes Wandbild: farblos und ohne jedes Leben, der Mund halb offen, die Wangen schlaff und grau, die Augen groß und leer, kein Wille und auch nicht der leiseste Anflug einer Erwartung in dem ganzen Gesicht — ein Mensch, der auf der Tafel des Lebens so gut wie ausgewischt war. Ich erschrak. Darf so etwas sein? Kann die Gesellschaft so etwas verantworten? Wäre da nicht der Tod die größere Gerechtigkeit?

Später gewahrte ich über seinem Kopf an der grauen Wand eine lange Reihe dunkler Striche, von denen je sechs durch einen dicken Querstrich sozusagen zu einem Bündel zusammengehalten waren. Sieben Striche..., sieben Tage..., eine Woche... Und es waren schon über hundert Bündel. Ja, rund zwei Jahre. Dies war der Kalender dieses Mannes: die nackte graue Wand, auf die er jeden Abend einen Strich kritzte, um ja nicht aus unserer Zeitrechnung zu fallen. Und nun denken zu müssen, daß dies während zwei langen Jahren seine einzige Beschäftigung gewesen war...

Das erste, was ich unternahm, war, daß ich ihm einen richtigen Wandkalender mit großen schwarzen Ziffern (die Sonntage rot) in die Zelle hängen ließ. Das zweite, daß ich ihn unserm Anstaltsschreiner zum Gehilfen gab. Nun hatte er zu tun, und es zeigte sich, daß er nach und nach wenigstens halbwegs wieder ein Mensch wurde, der die Hände regte und um sich sah. Dann, ein Jahr später, ereignete sich das, wovon ich eigentlich erzählen wollte:

Ich hatte es durchgesetzt, daß meinen Sträflingen für ihre Arbeit ein gewisses Entgelt, sagen wir ruhig ein gewisser Lohn zurückgelegt werden durfte. Täglich eine Kleinigkeit, aber auch Weniges zu Wenigem getan häuft sich mit den Jahren. Gut. Und dann wagte ich einen weitern Schritt: ich führte die inzwischen so berühmt gewordenen Geburtstagsfeiern ein. Kein Aufwand, versteht sich, auch nicht etwa eine gemeinschaftliche Feier, denn wir haben da unsere Vorschriften. Nein, die Sache bestand einzig darin, daß der Sträfling, dessen Geburtstag sich jährte, aus einem Teil seines Ersparten irgendeine kleine Anschaffung machen durfte, und es stand ihm vollkommen frei, sich das Geschenk auch ohne mein Mitwissen durch irgendeinen Besucher besorgen zu lassen. Ja, ich verfolgte meine ganz besondere Absicht dabei.

Nun, und da rückte also auch Bernets Geburtstag heran. Es fiel mir auf, daß der sonst so schwer traktable Mann von Tag zu Tag immer gefügiger und aufgeschlossener wurde. Er fing nachgerade an, sich in der Werkstatt tüchtig ins Zeug zu legen, und es ereignete sich das Unglaubliche, daß er in diesen Tagen sogar seine Sprache wiederfand, deren er sich seit Jahren kaum mehr bedient hatte. Nun konnte es wirklich geschehen, daß er plötzlich mitten in der Arbeit aufsah, irgendeine unerwartete Frage stellte und dann unversehens ins Plaudern geriet. Ein Wunder — und noch waren wir uns nicht ganz klar darüber, welcher Umstand es bewirkt haben mochte.

Eines Tages, als ich so im Vorübergehen unter Bernets Zellentür trat, ertappte ich ihn dabei, wie er mit einem feuchten Lumpen die grauen Wände abwusch. Er stand auf dem Stuhl, hielt inne und war verlegen. Das Tageslicht, das hoch oben durch das kleine Fensterchen spärlich genug hereinfloß, lief über seinen noch dunklen Haarschopf weg und fiel schräg auf die Wand, mit der er sich gerade zu schaffen machte. Ihre nackte Kahlheit gähnte erschrecklich ins Halbdunkel der Zelle, und dieser trübselige Anblick brachte mich auf den Gedanken, daß man, wenn man ganze Arbeit leisten wollte, auch das Problem der Zellenausstattung einmal gründlich erörtern müßte.

Am Morgen seines Geburtstages, als ich gerade im Begriffe war, mich nach Bernets Zelle aufzumachen, um ihm als erster meinen Glückwunsch zu sagen, klopfte es an meine Tür. Er war es, Bernet. Ich möge gütigst entschuldigen, aber er bitte mich recht schön, für einen Augenblick hinüber zu kommen, er habe da etwas, was er mir gern zeigen möchte. Und wie er das sagte, strahlte eine fast unbändige Freude über sein ganzes Gesicht.

Ich schritt hinter ihm her durch den langen Gang. Er ging nicht, er lief geradezu und blickte immer wieder zurück, ob ich ihm auch wirklich folge. Dann standen wir mitten in seiner Zelle, und er faßte mich am Arm und drehte mich gegen die Wand hin, auf die gerade ein schmaler Streifen Sonnenlicht fiel.

„Schauen Sie doch, Herr Direktor, was ich mir da angeschafft habe!"

Ja, ich sah es und stand erschüttert da. An der Wand hing in einem großen braunen Holzrahmen ein Bild, ein billiger, aber gar nicht übler Druck, dessen frische Farben im frühen Morgenlicht prächtig spielten. Und was es gewesen sei? Nichts als dies: grün und blumig — eine Wiese; hellblau und schillernd — ein Bach; braun und dunkelgrün — ein Baum; und über allem — blauer Himmel. Nichts als dies. Aber ich blickte mich in der grauen Öde der Zelle um und fand sie plötzlich wie durch ein Wunder verwandelt, und als ich mich wieder gegen Bernet wandte, sah ich, daß er sich abgekehrt hatte und mit beiden Händen die Augen rieb. Vom Bilde geblendet? Schmerz über die verlorene schöne Welt? Freude über ihr Wiederfinden in diesem bescheidenen Abbild? Was es auch gewesen sein mag, Bernet war gerettet, und er ist seit diesem Tage unser Mustersträfling — was sage ich — mein wirklicher Freund und Kamerad. Er hat nun das siebente Jahr hinter sich, und ich fürchte — verzeihen Sie — ich fürchte, daß er auf Weihnachten begnadigt wird."

Der Direktor schwieg, und es trat eine Pause ein, die ich nicht zu unterbrechen wagte. Wir schritten noch immer im Hof der Strafanstalt hin und her, und irgendwoher dröhnte von Zeit zu Zeit hartes Hämmern herüber.

„Die Schreinerei!" sagte mein Begleiter.

Ich hörte nicht darauf, denn mir summte der Kopf, und es waren immer wieder die gleichen paar Worte, die in mir aufklangen: „Selber Mensch sein und auch im Sträfling den Menschen suchen."

Morgen, morgen, nur nicht heute...

Besinnliches von Maria Scherrer.

Wie oft kommt es in unserem Leben vor, daß wir genau wissen, das und dies sollten wir heut, gerade heute tun, und dennoch tun wir es nicht. Wir haben eine ganze Menge Entschuldigungen für uns, und es hätte vielleicht nur einer ganz kleinen Überwindung bedurft, um all dieser Hindernisse zum Trotz eine kleine Pflicht auch heute noch zu erfüllen, für die es morgen vielleicht schon zu spät ist.

Irgend ein uns lieber Mensch, ein Freund, ein Bekannter oder Verwandter liegt krank, und wir schieben einen Besuch, einen Liebesdienst, den wir ihm hätten erweisen können, immer hinaus, auf einmal halten wir die schwarz-